

(Nachdruck verboten.)

62]

Foma Gordjejew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Brauner (Schluß.)

„Ich?“ rief Foma aus.

Doch man achtete nicht auf ihn. Resnikow, Subow und Bobrow neigten sich zu Majakin hin und begannen von etwas zu sprechen.

„Kuratel . . .“ das eine Wort fing Foma auf. „Ich bin bei vollem Verstand!“ sagte er, lehnte sich in den Sessel zurück und schaute die Kaufleute mit trüben Augen an. „Ich weiß, was ich wollte. Ich wollte die Wahrheit sagen. Ich wollte Euch anklagen . . .“

Er wurde von einer Aufregung erfasst und machte plötzlich mit den Händen einen Ruck, in dem Bestreben, sie zu befreien.

„Nun, warte nur!“ rief Bobrow aus und packte ihn bei den Schultern. „Haltet ihn.“

„Haltet mich!“ sagte Foma traurig und bitter. „Haltet mich . . . Wozu braucht Ihr mich denn?“

„Sitz ruhig!“ rief ihm der Pate streng zu.

Foma schwieg. Er begriff schon, das alles, was er gethan hatte, zu nichts geführt und daß seine Worte die Kaufleute nicht wankend gemacht hatten. Sie umringten ihn jetzt in einem dichten Haufen und versperrten ihm jeden Ausweg. Sie waren ruhig und fest, behandelten ihn wie einen Trunkenbold und Krakehler und führten etwas gegen ihn im Schilde. Er fühlte sich armselig, wichtig und durch diese dunkle Masse der an Geist starken, klugen und soliden Menschen vernichtet. Ihm schien, daß schon viel Zeit vergangen sei, seit er sie beschimpft hatte, so viel, daß er jetzt sich selbst fremd vorkam und nicht begriff, was er diesen Menschen gethan hatte und warum er es gethan hatte. Er fühlte etwas Kränkendes in sich, das einer Scham vor sich selbst ähnlich war. Es kratzte ihn im Hals, und er fühlte etwas Fremdes in seiner Brust, als hätte Staub oder Asche sein Herz verschüttet, und als schließe es schwer und ungleichmäßig. Da er sein Handeln sich selbst erklären wollte, sagte er langsam und sinnend, ohne irgend jemand anzublicken:

„Ich wollte die Wahrheit sagen. Ist denn das ein Leben?“

„Dummkopf!“ sagte Majakin verächtlich. „Was für eine Wahrheit kannst Du sagen? Was verstehst Du?“

„Mein Herz ist vom Schmerz verzehrt, ich verstehe das schon! Was für eine Rechtfertigung habt Ihr alle vor Gott? Wozu lebt Ihr? Nein, ich weiß, ich habe die Wahrheit gefühlt!“

„Er thut Buße!“ sagte Resnikow lächelnd.

„Daß ihn nur!“ antwortete Bobrow geringschätzig.

Jemand fügte hinzu:

„Man sieht auch aus seinen Worten, daß sein Verstand sich getrübt hat . . .“

„Es ist nicht jedem gegeben, die Wahrheit zu sagen!“ sprach Jakow Tarassowitsch strenge und belehrend und streckte die Hand in die Höhe. „Man fängt die Wahrheit nicht mit dem Herzen, sondern mit dem Verstand auf, verstehst Du das? Wenn Du etwas fühlst, ist es nichts wert! Auch die Kuh fühlt es, wenn man ihr den Schwanz abhackt. Du mußt aber verstehen! Alles verstehen . . . Auch den Feind mußt Du verstehen. Errate, was er im Traum denkt, dann kannst Du losschlagen!“

Majakin ließ sich gewohnheitsmäßig durch die Auseinandersetzung seiner praktischen Philosophie hinreißen. Doch er begriff rechtzeitig, daß man den Besiegten nicht kämpfen lehrt, und schwieg. Foma blickte ihn stumpf an und schüttelte langsam den Kopf . . .

„Du bist ein Hammel!“ sagte Majakin.

„Laß mich,“ bat Foma kläglich. „Alles gehört Euch! Wozu braucht Ihr mich noch? Ihr habt mich über den Haufen geworfen und . . . besiegt; es geschieht mir schon recht! Wer bin ich? O Gott!“

Alle lauschten aufmerksam seinen Reden und in dieser Aufmerksamkeit lag etwas Voreingenommenes und Unheilverkündendes . . .

„Ich habe gelebt,“ sagte Foma mit dumpfer Stimme. „Ich habe geschaut . . . gedacht. Mein Herz ist wund von den Gedanken! Und jetzt ist das Geschwür aufgegangen . . . Jetzt bin ich ganz entkräftet. Als sei mir das ganze Blut ausgeflossen. Bis zu dem Tage habe ich gelebt . . . ich habe ja doch gedacht, daß ich . . . einmal die Wahrheit sagen werde . . . Nun ich habe sie gesagt . . .“ Er sprach eintönig und farblos, und seine Rede glich einer Fieberphantasie. „Ich habe sie gesagt . . . und habe mich nur ausgeplündert . . . sonst nichts! Meine Neben haben keinerlei Spur hinterlassen . . . Alles ist unversehrt! Und in mir ist etwas aufgeflammt und verbrannt, und jetzt ist nichts mehr da . . . Auf was soll ich jetzt hoffen? Und alles ist so geliebt, wie es war . . .“

Jakow Tarassowitsch lachte sarkastisch.

„Was hast Du denn geglaubt, daß Du einen Berg mit der Zunge fortzucken kannst? Du hast so viel Bosheit angejammt, um eine Wanze umzubringen, und gehst auf die Bärenjagd? Ist es so? Du bist blödsinnig! . . . Wenn Dich Dein Vater jetzt sehen würde . . . ach!“

„Und doch,“ sagte Foma plötzlich sicher und laut, und seine Augen flammten wieder auf, „und doch seid Ihr an allem schuld! Ihr habt mein Leben verdorben! Ihr habt alles eingeengt . . . Ihr habt mich erwürgt . . . Ihr! Und obgleiche meine Wahrheit gegen Euch schwach ist, ist sie doch die Wahrheit! Ihr seid Verdammte! Seid alle verflucht . . .“

Er begann auf dem Sessel hin und her zu fahren, indem er seine Hände zu befreien suchte, und schrie mit wild leuchtenden Augen auf:

„Bindet mir die Hände los!“

Man umringte ihn dichter; die Gesichter der Kaufleute wurden strenger, und Resnikow sagte mit Nachdruck:

„Lärme nicht, tobe nicht! Wir kommen gleich in die Stadt . . . Thu Dir und uns keine Schande an . . . Sonst müßte man Dich von der Landungsbrücke direkt ins Irrenhaus bringen . . .“

„So-o?“ rief Foma aus. „Ihr wollt mich ins Irrenhaus bringen?“

Er erhielt keine Antwort. Er blickte ihre Gesichter an und senkte den Kopf.

„Betrage Dich ruhig . . . dann werden wir Dich losbinden,“ sagte jemand.

„Es ist nicht nötig!“ bemerkte Foma leiser. „Es ist einerlei . . . Ich pfeife drauf! Es wird zu nichts führen . . .“

Und seine Rede nahm wieder den Charakter einer Fieberphantasie an.

„Ich gehe zu Grunde . . . das weiß ich: Aber nicht durch Eure Kraft, sondern durch meine Schwäche . . . ja! Ihr seid vor Gott auch Würmer . . . Und — wartet! Ihr werdet ersticken . . . Ich bin durch meine Blindheit zu Grunde gegangen . . . Ich habe viel gesehen und bin erblindet . . . wie eine Eule. Ich erinnere mich . . . ich habe als Anabe eine Eule in einer Schlucht verfolgt . . . sie flog herum und schlug sich überall an. Die Sonne blendete sie . . . Sie hat sich ganz zerschunden und ist zu Grunde gegangen . . . Und der Vater hat mir damals gesagt: so ist's auch mit den Menschen; mancher läuft hin und her, zerschündet sich, quält sich ab und stürzt sich dann irgendwohin . . . nur um auszuruhen . . . He! bindet mir die Hände los . . .“

Sein Gesicht wurde bleich, die Augen schlossen sich, die Schultern zuckten. Zerlumpt und verwahrlost wiegte er sich auf dem Sessel hin und her, stieß mit der Brust gegen den Tischrand und begann etwas zu flüstern.

Die Kaufmannschaft wechselte viel sagende Blicke. Manche stießen einander in die Seite und wiesen schweigend mit dem Kopf auf Foma. Jakow Majakins Gesicht war unbeweglich und dunkel, als sei es aus Stein gemeißelt.

„Soll man ihn vielleicht losbinden?“ flüsterte Bobrow.

„Wenn wir dann näher kommen . . .“

„Nein, das ist nicht nötig,“ sagte Majakin halblaut. „Wir wollen ihn hier lassen, und jemand soll einen Wagen holen. Direkt ins Irrenhaus . . .“

„Und wo kann ich ausruhen?“ flüsterte Foma wieder. „Wo soll ich hin?“ Er erstarrte in einer verrenkten, un-

bequemen Stellung und mit einem verzerrten Ausdruck von Schmerz im Gesicht.

„Majakin erhob sich, ging zu Roof hin und sagte leise:

„Gebt acht, daß er nicht am Ende ins Wasser springt...“

„Es ist schade um den Burschen,“ sagte Bobrow und blickte Jakob Tarassowitsch nach.

„Niemand ist an seiner Tollheit schuld...“ antwortete Resnikow düster.

„Seht Jakob an...“ flüsterte Subow, indem er mit dem Kopf auf Majakin hinwies.

„Was ist mit Jakob? Er hat dabei nichts verloren...“

„Ja—a... er wird jetzt... ha-ha...“

„... sein Vormund werden... ha-ha-ha!“

Ihr leises Lachen und Flüstern verschmolz mit dem Stöhnen der Maschine und erreichte wohl kaum Tomas Ohr. Er starrte unbeweglich mit trübem Blick vor sich hin, und nur seine Lippen bebten kaum merklich.

„Sein Sohn ist gekommen,“ flüsterte Bobrow.

„Ich kenne seinen Sohn,“ sagte Jaschtschurow. „Ich habe ihn in Perm getroffen...“

„Was ist er für ein Mensch?“

„Ein tüchtiger, kluger Kerl...“

„So?“

„Er verwaltet ein großes Geschäft in Ussolje...“

„Jakow braucht also den da nicht mehr... Ja—a... Also das ist es!“

„Seht, er weint!“

„O!“

Toma lehnte sich in den Sessel zurück und senkte den Kopf auf die Schulter. Seine Augen waren geschlossen, und unter den Wimpern rollte eine Träne nach der andern herab. Sie flossen über die Wangen auf den Schnurrbart herab... Tomas Lippen bebten krampfhaft, und die Tränen fielen vom Schnurrbart auf die Brust. Er schwieg und bewegte sich nicht, nur seine Brust hob sich schwer und ungleichmäßig. Die Kaufleute blickten auf sein bleiches, vergrüntes, thränen-nasses Gesicht mit den gesenkten Mundwinkeln und wandten sich langsam und schweigend von ihm ab...

Und jetzt blieb Toma mit auf dem Rücken gebundenen Händen allein vor dem Tisch, der mit schmutzigem Geschirr und verschiedenen Resten des Mahles bedeckt war. Ab und zu hob er langsam die schweren, geschwollenen Lider, und seine Augen blickten durch die Tränen hindurch trübe und traurig auf den Tisch, wo alles schmutzig, umgeworfen und zerstört war...

Es sind drei Jahre vergangen.

Vor etwa einem Jahr verschied Jakob Tarassowitsch Majakin. Er starb bei vollem Bewußtsein und blieb sich bis zuletzt treu; ein paar Stunden vor dem Tode sagte er zu seinem Sohn, seiner Tochter und seinem Schwiegersohn:

„Nun, Kinder, lebt in Reichtum weiter! Jakob hat von allen Gerichten gekostet, es ist also Zeit, daß er sich trollt... Ihr seht, ich sterbe und lasse den Kopf nicht hängen... Gott wird mir das anrechnen... Ich habe ihn, den Allgütigen, nur durch meine Witz, nie aber durch Seufzen und Klagen belästigt! O Gott! Ich freue mich, daß ich durch Deine Gnade vollständig gelebt habe! Lebt wohl, Kinder... Lebt in Eintracht... und grübelt nicht zu viel. Wißt, nicht derjenige ist heilig, der sich vor der Sünde versteckt und ruhig liegen bleibt... Freigebigkeit schützt nicht vor Sünde... das steht in der Parabel von den Talenten. Wer aber vom Leben etwas haben will, der fürchtet die Sünde nicht... Gott wird ihm seine Irrtümer verzeihen. Der Herr hat den Menschen zum Ordnen des Lebens bestimmt... Und hat ihm nicht allzuviel Verstand gegeben... er wird also die Schuld nicht gar so streng einfordern... denn er ist heilig und allbarmherzig...“

Er starb nach einer kurzen, aber sehr qualvollen Agonie. Tschow wurde bald nach dem Vorfall auf dem Dampfschiff aus irgend einem Grunde ausgewiesen.

In der Stadt wurde ein neues, großes Handelshaus unter der Firma „Taras Majakin und Afrilan Emolin“ eröffnet. Während der ganzen drei Jahre war von Toma nichts zu hören. Man sagte, Majakin hätte ihn bald nach dem Verlassen des Krankenhauses irgendwohin nach dem Ural, zu den Verwandten seiner Mutter geschickt.

Vor kurzem erschien Toma in den Straßen der Stadt. Er sieht verwahrlost, vernachlässigt und halb wahnsinnig aus.

Er ist fast immer betrunken und geht bald finster, mit gerunzelten Brauen und mit auf die Brust gesenktem Kopf einher, bald lächelt er — das traurige und klägliche Lächeln eines Blödsinnigen. Manchmal wird er wild, doch das kommt selten vor. Er lebt bei seiner Milchschwester, in einem Seitengebäude auf dem Hof.

Die Kaufleute und Stadtbürger, die ihn kennen, lachen ihn oft aus. Wenn Toma durch die Straße geht, ruft ihm plötzlich jemand zu:

„He, Du Prophet, komm her!“

Toma folgt dem Ruf selten, er meidet die Menschen und liebt es nicht, mit ihnen zu sprechen. Wenn er aber stehen bleibt, sagt man zu ihm:

„Nun, erzähle einmal vom Weltuntergang, was? Ha-ha-ha! Du Prophet!“ —

(Nachdruck verboten.)

Die Schickung des Dana Da.

Von Rudyard Kipling. Deutsch von Erich Petersson (Schluß.)

Lone Sahibs Milgläubige fanden auch einen ähnlichen Sinn heraus, aber ihre Uebersetzung war bei weitem gewählter und gespickt mit vierstibigen Wörtern. Sie hielten ein „soderunt“ ab und waren voll zitternder Freude, denn, trotz all ihrer Vertraulichkeit mit allen andren Welten und Dimensionen hatten sie doch eine recht menschliche Scheu vor Dingen, die aus dem Geisterland kamen. Sie fanden sich in Lone Sahibs Zimmer in schlingendem Grabesdunkel zusammen. Ihre Sitzung aber wurde plötzlich unterbrochen durch ein Mirren, daß von den Photographierahmen auf dem Kamin Sims kam. Ein armseliges weißes Kästchen, noch beinahe blind, troh und wand sich dort zwischen der Uhr und den Leuchtern herum. Das machte allem Grübeln und Zweifel ein Ende. Hier war die Offenbarung im Fleische wahrhaftig da. Soweit sich demteilen ließ, hatte sie ja weiter keinen Zweck, aber es war doch eine zweifellos beglaubigte Offenbarung.

Sie verfaßten eine Epistel an den Engländer, den Abtrünnigen aus früheren Tagen, und beschworen ihn, ihnen im Interesse ihres Glaubens zu erklären, ob die Inarnation irgend eines ägyptischen Gottes oder eines anderen (ich habe den Namen vergessen) in irgend einer Beziehung zu seinen Mitteilungen stände. Sie nannten das Kästchen Ra oder Toth oder Zum oder so ähnlich, und als Lone Sahib gestand, daß er das erste in freventlichen Verleimen der Sachlage vom Hausknecht hatte ertränken lassen, weinten sie voll Mitleid, daß er in seinem nächsten Leben ein Ausgestoßener sein würde, und nicht einmal ein „Gefegelter“ des untersten Grabes. Diese Bezeichnungen mögen nicht ganz korrekt sein, aber sie drücken ungefähr das aus, was die Versammlung meinte.

Als der Engländer die Epistel empfing — sie kam mit der Post — war er starr vor Staunen. Er schickte in den Bazar nach Dana Da. Der las den Brief und lachte. „Das ist meine Schickung,“ sagte er. „Ich sagte Euch, ich würde gut arbeiten. Nun gebt mir noch zehn Rupien.“

„Aber was in aller Welt bedeutet das Geschwätz von ägyptischen Göttern?“ fragte der Engländer.

„Kagen,“ sagte Dana Da und bekam den Schlucken, denn er hatte des Engländers Whiskyflasche entdeckt. „Kagen und Kagen und Kagen. Niemals gab es solch eine Schickung! Hunderte von Kagen. Nun gebt mir noch zehn Rupien und schreibt, was ich Euch sage.“

Dana Da's Brief war höchst merkwürdig. Er trug des Engländers Unterschrift und machte Anspielungen auf Kagen — auf eine Schickung von Kagen. Schon die bloßen Worte auf dem Papier waren schauererregend und unheimlich anzusehen.

„Was hast Du denn mir gemacht?“ fragte der Engländer. „Ich bin ebenso im Dunkeln wie vorher. Soll das etwa heißen, daß Du wirklich diese verfluchte Schickung loslassen kannst, von der Du schwagest?“

„Urteilt selbst,“ sagte Dana Da. „Was der Brief bedeuten soll? In kurzer Zeit werden alle jene Leute zu meinen und Euren Füßen liegen, und ich, o Gloria! ich werde alle Tage betrunken sein von Whisky oder von Opium.“

Dana Da kannte seine Leute.

Wenn ein Mann, der Kagen hoßt, am Morgen aufwacht und ein kleines Kästchen zusammengekrümmt auf seiner Brust liegt, oder wenn er die Hand in seine Paletottasche steckt und statt seiner Handschuhe ein halbtotes Kästchen greift, oder seinen Schrank aufmacht und mitten unter seinen guten Hemden eine verdaunte Kage findet, oder einen weiten Nitt macht, mit dem zusammen-geschlasten Radintoff hinter sich auf dem Sattel, und nachher, wenn er ihn auseinanderfaltet, eine schreiende kleine Kage herausfällt, oder wenn er sich zu Tisch setzt, und ein blindes Kästchen unter seinem Stuhl herumtriedert, oder wenn er sich hinlegt und unter der Matraze jold' ein Vieh entdeckt, oder zwischen seinen Stiefeln, oder

in seiner Tabakbüchse, mit dem Kopf nach unten hängend, oder auf der Veranda, wo sie sein Terrier vorhat und quält, — wenn jolch ein Mann ein Kästgen findet, nichts mehr und nichts weniger, an einem Plage, wo eine Kage mit rechten Dingen nimmermehr hinkommen konnte, dann wird er selbstverständlich aus seiner Gemütsruhe gebracht. Und wenn er noch dazu seinen täglichen Grund nicht umbringen darf, weil er ihn für eine Offenbarung, einen Apostel, eine Inkarnation oder ein halbes Duzend anderer Dinge hält, die alle weit außer dem natürlichen Lauf der Welt liegen, dann ist er mehr als beunruhigt. Er ist geradezu trostlos.

Mehrere von Lone Sahib's Mitgläubigen hielten ihn für ein hochbequaderes Individuum; andre aber behaupteten, wenn er das erste Kästgen von dem nötigen Respekt behandelt hätte, wie es sich einer Toth-No-Tum-Lemacheris Inkarnation gegenüber gehörte, wären alle diese beunruhigenden Geschehnisse nicht eingetreten. Sie verglichen ihn mit dem „alten Seefahrer“, aber nichtsdestoweniger waren sie stolz auf ihn und stolz auf den Engländer, der die Offenbarung gesandt hatte. Sie nannten es nicht eine „Schidung“, denn isländische Magie stand nicht auf ihrem Programm.

Nach sechzehn Kästgen, also nach vierzehn Tagen, denn am ersten Tage traten drei Kästgen auf, damit die Schidung sich mit dem nötigen Effekt einführe, geriet die ganze Gesellschaft in Aufregung durch einen Brief, der — er floß durchs Fenster — von dem alten Mann aus den Bergen kam, dem Haupt des ganzen Glaubens. In den kunstvollsten Wendungen erklärte er darin die Offenbarung und nahm den ganzen Ruhm davon für sich allein in Anspruch. Der Engländer, behauptete der Brief, hätte ganz und gar nichts damit zu thun. Er wäre ein Abtrünniger ohne jede Macht und Asefe, der durch bloße Kraft seines Willens nicht einmal einen Tisch heben, geschweige denn ein ganzes Heer von Kästgen durch die Luft befördern könnte. Das ganze Arrangement, sagte der Brief, wäre etwas streng Orthodoxes, in Scene gesetzt und sanctioniert durch die höchsten Autoritäten der Sekte.

Darob herrichte große Freude, denn schon zeigten einige Kleingläubige Brüder nicht übel Lust, ihre eignen Pfade zu wandeln, sahen sie doch, daß ein ganz unabhängiger, der auf seine eignen Füße sich arbeitete, Kästgen erschaffen konnte, während ihre eignen Häupter es nie über Töpfergeschirre — und noch dazu gebrochene — gebracht hatten. Es waren thatsächlich schon alle Anzeichen eines Schisma da. Nun aber wurde ein zweiter Sendbrief an den Engländer verfaßt. Er begann mit den Worten: „O, Du Spötter“ und endete mit einer Auswahl von Flüchen aus dem Miis von Mizraim und Memphis und der „Drohung der Jugana“. Jugana war einst ein „fünffach Gesiegelter“ gewesen, auf dessen Namen ein emporgelommener „dreifach Gesiegelter“ Geschäfte gemacht hatte.

Eine päpstliche Dambulle ist ein Liebesbrief gegen die „Drohung der Jugana“. Der Engländer wurde beschuldigt, unter Brief und Siegel des Alten aus den Bergen Kraft und Macht sich angemacht zu haben, die in Wirklichkeit nur dem allerhöchsten Haupt zu eigen waren. Natürlich ging der Sendbrief nicht sehr schonend mit ihm um.

Er übergab den Brief Dana Da, damit er ihn in ausländisches Englisch übersehe. Das Schreiben brachte eine merkwürdige Wirkung bei Dana Da hervor. Zuerst raste er vor Wut, dann lachte er ganze fünf Minuten lang.

„Ich glaube,“ sagte er, „sie würden zu mir kommen. In der nächsten Woche hätte ich ihnen gezeigt, daß ich es war, der die Schidung sandte, und sie hätten den Alten von den Bergen entthront, der behauptet, daß diese Schidung von ihm kommt. Ihr brandt nichts mehr zu thun. Jetzt ist für mich die Zeit gekommen, zu handeln. Schreibt, wie ich diktiere, und ich werde machen, daß sie sich schämen müssen. Aber gebt mir noch einmal zehn Kupien.“

Nach Dana Da's Diktat schrieb der Engländer nichts Beringeres als eine ganz formelle Herausforderung an den Alten von den Bergen. Der Brief schloß folgendermaßen: „Und wenn diese Offenbarung von Deiner Hand kommt, dann laß sie weiter gehen; kommt sie aber von mir, so will ich, daß die Schidung am zweiten Tage von jetzt an aufhören soll. An diesem Tage sollen zwölf Kästgen da sein und dann hinfort kein einziges mehr. Das Volk soll zwischen uns entscheiden.“

Dana Da unterzeichnete den Brief und fügte noch Pentagramme und Drudenfische hinzu und ein orux ansatz und ein halbes Duzend swasrikus und ein dreifaches Antoniuskrenz zu seinem Namen, um zu zeigen, daß auch alles da war, wofür er gehalten werden wollte.

Die Herausforderung wurde im Weisheit aller Damen und Herren vorgelesen, und nun erinnerten sie sich, daß Dana Da es gewesen war, der sie vor einigen Jahren mit Hohnlächeln verlassen hatte. Es wurde die offizielle Nachricht verbreitet, daß der Alte von den Bergen die Sache mit fälschlicher Verachtung übergehen werde, da Dana Da ja nur ein unabhängiger Forscher ohne ein einziges „Siegel“ sei.

Aber das beruhigte die Leute nicht. Sie wollten einen Wettkampf sehen. Trotz all ihres Spiritualismus hatten sie doch auch recht menschliche Reigungen. Lone Sahib, der fast hin war vor Kästgen, ergab sich demütig in sein Schicksal. Er fühlte, daß er nun einmal dazu bestimmt war, „mit Kästgen heimgesucht und gepflegt zu werden, auf daß Dana Da's Macht erprobt werde,“ wie ein Poet vielleicht sagen würde.

Kaum grante der festgesetzte Tag, da begann es auch schon, Kästgen zu regnen. Die einen waren weiß, die andren gesleht, alle

aber waren in denselben schenklischen Alter. Drei fanden sich auf dem Kaminteppeich, drei im Badezimmer und die andern sechs tauchten nach einander unter den Besuchern auf, die kamen, um die Erfüllung der Prophezeiung mit anzusehen. Niemals ging eine Schidung zufriedienstellender in Scene. Am folgenden Tage aber gab es kein Kästgen mehr, und am nächsten auch nicht, und auch alle ferneren Tage waren tagenlos und ruhig. Das Volk begann zu murren und hartete auf eine Erklärung des Alten von den Bergen. Ein Brief, auf ein Palmblatt geschrieben, fiel von der Zimmerdecke hernieder, aber jedermann, mit Ausnahme Lone Sahib's, fühlte, daß Briefe jetzt nicht das waren, was die Gelegenheit heißte. Kagen hätte es geben müssen, Kagen hätten auftauchen müssen, ausgewachsene Kagen. Der Brief setzte höchst folgerichtig auseinander, daß in dem Fortgang der überirdischen Wunder ein Hindernis eingetreten sei; es habe eine Kollision mit einer zweiten ähnlichen Kraft gegeben, und dies hemme die unsichtbar wirkende Kraft der höheren Regionen. Es kämen noch fortwährend Kästgen an, aber infolge eines Versehens in der Zusammenfügung der Inkarnationsflüssigkeit träten sie nicht materiell in Erscheinung. Die Luft war förmlich voll von Briefen in den nächsten Tagen. Unsichtbare Hände spielten Glud und Beethoven auf Schüsseln und Glasgloden, doch jedermann war sich bewußt, daß psychische Vorgänge nur ein Blendwerk wären ohne materielle Kästgen. Selbst Lone Sahib stimmte der Majorität bei. Dana Da's Briefe waren höchst amnohend, und wenn er sich jetzt anheischig gemacht hätte, selbst eine neue Richtung zu begründen, hätte sich nicht absehen lassen, was noch passiert wäre.

Doch Dana Da lag im Sterben, von Whisky und Opium, im Schuppen des Engländers und war wenig empfänglich für äußere Ehren.

„Ich habe sie gründlich beschämt,“ sagte er. „Nimmermehr gab es solch eine Schidung. Sie hat mich getödet.“

„Nimm,“ meinte der Engländer, „Du mußt jetzt sterben, Dana Da, und all dies dumme Zeug hat jetzt ein Ende. Ich gebe gern zu, daß Du ein paar merkwürdige Dinge zu stande gebracht hast. Aber nun sage mir ehrlich, — wie hast Du es gemacht?“

„Gebt mir noch zehn Kupien,“ sprach Dana sterbensmatt, „und wenn ich sterbe, bevor ich sie ausgegeben habe, so begrabt sie mit mir.“ Das Silber wurde ihm gezählt, während er schon mit dem Tode kämpfte. Seine Hand umklammte die Geldstücke, und ein Grinsen verzerrte sein Gesicht.

„Bengt Euch zu mir,“ flüsterte er. Der Engländer that es. „War ein bunnia“) — Missionschule — hinausgeworfen — dann Hausierer — Ceylon Perlenhändler — all' meine englische Erziehung daher — fortgejagt, nahm den Namen Dana Da an — in England mit einem ameritanischen Bedankenleser und — und — Ihr gebt mir ein paar mal zehn Kupien — ich gab es Lone Sahib's Diener einen Monat zweimal acht davon für Kagen — kleine, kleine Kagen. Ich schrieb, und er ließ sie spulen, — sehr schlauer Mensch. Sehr wenig Kästgen jetzt im Bazar. Fragt das Weib von Lone Sahib's Hausrecht. —

Kleines Feuilleton.

— Sparbüchsen im Altertum. Bei den Ausgrabungen, die Hiller v. Gaertingen auf der Insel Idera veranstaltet hat, sind, wie die „Mölnische Zeitung“ berichtet, auch drei steinerne Opferstöcke zum Vorschein gekommen, die uns zum erstenmal eine lebendige Vorstellung von der Einrichtung solcher Sammelbüchsen in den antiken Tempeln geben. Alle drei bestehen aus einem steinernen Unterfuß, der in einem Falle wegen der größeren Sicherheit aus dem natürlichen Felsen gearbeitet war. Auf den Unterfuß paßt ein verschließbarer steinerne Deckel, der die Öffnung zum Einwurf der Geldstücke trug. Schutz gegen Diebstahl bot entweder die Schwere des Deckels oder auch ein verschließbarer Zapfenschluß. Es wurden aber auch die Opferpenden im Vertrauen auf die Heiligkeit des Ortes ganz offen niedergelegt, wie man noch heute in Griechenland am Rand des Weges in kleinen Vertiefungen des Felsens Geldmünzen liegen sieht, die einer Kapelle geweiht sind, die einige Schritte abseits vom Wege im Felde steht. Solche Opferstöcke gab es in jedem griechischen Tempel, und sie brachten in besuchten Heiligthümern hiesige Summen ein, wie denn in den Einnahmelisten der desselben Tempelbeamten jährlich die Einnahmen aus den drei Opferstöcken verzeichnet stehen, aber auch unter den Ausgaben der Lokn für mehrere Arbeiter, welche beim Öffnen helfen mußten. Auch in Italien sind mehrfach solche Tempel-Sparbüchsen wiedergefunden worden. Eine, auf der Stelle des alten Etrurium gefunden, ist ein Steinbüchsen von 1/2 Meter Höhe. Auf der Oberfläche läuft um die Öffnung für das Geld eine Weihe-Inschrist an den Apollo, der unterste Teil war früher in einen Ständer von Holz eingelassen. Der Inhalt der Büchse bestand aus 6000 Denaren. Andre Büchsen waren aus Stein, aber trugen einen Einsatz aus Metall. Besonders merkwürdig ist ein in Vertault in der Cöte d'or kürzlich ausgegrabenes Exemplar. Es stellt eine 28 Centimeter breite Bank mit hoher Lehne dar, auf der zwei gallische Gottheiten sitzen. Zwischen ihnen ist in der

*) Geldverleiher.

Sitzfläche ein Schlig angebracht, durch den die Münzen in einen Hohlraum unter der Bank fielen. Kleine bronzene Büchsen mit den Bildern der Gottheiten, für die sie dienen, sind mehrfach vorgefunden worden. Nach dem Muster der Sammelbüchsen für die Gottheit sind nun schon sehr früh auch in den Privathäusern kleine Geldbehälter zum Sparen aufgestellt worden, die meist aus Thon hergestellt wurden. Viele Münzfunde sind durch Aufdeckung solcher Spardtöpfe gemacht worden. Wohl die älteste erhaltene Sparsparbüchse ist die bei den deutschen Ausgrabungen in Triene aufgefundenene Terracotte. Sie ahmt auf der Vorderseite die Front eines Tempelschauhäuses nach, das von zwei Halbsäulen umgeben ist und durch drei hohe Stufen zugänglich ist. Im Giebel Felde ist der Schlig zum Geldeinwurf und in die Rückseite ist ein vierseitiges Loch eingeschitten, das durch ein hölzernes oder metallenes Plättchen verschließbar war. Eine größere Anzahl von Sparsbüchsen hat sodann Pompeji wiedergegeben. Sie sind teils den Geldtruhen nachgebildet, teils sind sie einfache runde, oben geschlossene Thontöpfe mit Geldeinwurf, ganz wie bei uns noch heute thönerne Sparsbüchsen gemacht werden. Auch im heutigen Italien sind sie gebräuchlich und führen den Namen dindarolo. Auch in Deutschland sind zahlreiche römische Sparsbüchsen aufgefunden. So stieß man in Worms bei Verfolgung einer römischen Wasserleitung auf ein ganzes Nest von mehr oder minder zerstörten Sparsbüchsen, wohl die Reste einer Töpferei. Auch schalenförmige Sparsbüchsen, den thönernen Lampen ähnlich, finden sich, darunter eine in Rom mit bildlichem Schmuck, aus dem hervorgeht, daß sie zum Neujahrs-geschenk bestimmt war. Denn man erkennt allerlei Süßigkeiten, auch Kerne des Pinienzapfens, und kleine Kuchen, dazu einen As, der als ganz besonders glückbringende Neujahrsgabe galt. Andre tragen ein Bild Merkurs, des Schutzgottes für den Handel und jenseitigen Erwerb, der also für die Sparsbüchse ein besonders jüngerer Schmuck war. Auch das Bild der Fortuna paßt sehr gut für die Sparsbüchse. An die Stelle dieser Glücksgötter ist auf einer bienenkorbförmigen Sparsbüchse im Museum zu Gotha ein Cirkus-lustiger gesetzt. Vielleicht sollte das Bild des siegreichen und infolge- dessen schnell reich gewordenen Wagenlenkers von guter Vorbedeutung für den Besitzer der Sparsbüchse sein. —

Musik.

Es ist jetzt, als wollte das Konzerttreiben alle Kräfte zusammennehmen, um vor der sommerlichen Pause noch so viel wie möglich darzubieten. Zu den Abschlüssen der großen Serien, meist durch ein „außerordentliches“ Konzert verstärkt, kommen die typischen Auf-führungen der Osterwoche. Von jenen Darbietungen war uns besonders anziehend ein Extra-Konzert des Berliner Ton-künstler-Orchesters, das sich ja unter Richard Strauß aus seiner früheren Dürftigkeit rasch zu einem auch den modernsten Anforderungen gewachsenen Körper entwickelt hat. Als Neuig-keit stand auf dem Programm eine Ouvertüre zu „Till Eulenspiegel“ von Emil Nicolais von Rez-nicek. Der Komponist, 1861 zu Wien geboren und in verschiedenen musikalischen Stellungen herumgekommen, hat sich bereits durch mehrere Opern bekannt gemacht; seine „Donna Diana“ ist über zahlreiche Bühnen und bruchstückweise durch Konzerte-fälle gegangen. Der „Till“ ist vielleicht seine jüngste Oper; wir wissen nur, daß die Ouvertüre gemäß der beigegebenen Erklärung einerseits das hässliche Tills, gelegentlich zum Dämonisch-Vös-artigen gesteigert, und anderseits den läuternden Einfluß einer Ge-liebten kennzeichnen will. So steht das Stück selbständig neben dem gleichnamigen von R. Strauß, das mehr zum Volksliedartigen und naiv Lustigen führt. An thematischer Erfindung ist dieses denn auch jenem jüngeren Werk überlegen; dieses hinwieder hat durch frapperende Rhythmen Anspruch auf Achtung. — Der be-rühmte Violinist Willy Burmeister vermehrte die An-ziehungskraft des (im übrigen mit bekannten Werken aus-gestatteten) Konzertes. Er steht technisch so vollkommen da, daß er darin keiner näheren Anerkennung bedarf; er spielt auch nicht ohne Ausdruck, doch darf man von seinem ziemlich starken Spiel nicht eben ein Muster freier Bewegtheit erwarten.

Ganz der Sache hingeben konnte man sich, wenn man einige recht überflüssige Nebendinge überließ, in der vorgestrigen Wach-verein des hiesigen, am 10. November 1899 gegründeten Wach-vereins, dessen Thätigkeit namentlich dem hundertjährigen Nie-len-schah der Cantaten von Johann Sebastian Bach gilt. Diese Werke führen uns anschaulich in eine Zeit (erste Hälfte des 18. Jahr-hunderts), in der neben dem damaligen Hochstand des Adels-lebens und dem Emporblühen des modernen Staatswesens die weiteren Volkskreise wenig mehr als eine mit Sanftmut hingenommene Hofnung auf ein besseres Jenseits hatten. Es war die Stimmung des: „Mit Fried' und Freud' fahr ich dahin“. Wie nun Bach in den vier Cantaten, die uns Professor S. Meimann mit einer großen Künstler-schar vorführte, diese Stimmung musikalisch verknüpft, durch originellste Verwendung der Instrumente, durch tief heraufgehobte Melodien, durch die einschneidende Macht der Kombinationen von Stimmen — alles zugleich eingewirgt in einen an enge Lebensformen gemahnen den Rhythmus — das ist ganz einzig anzuhören. Und jedenfalls ist es schon viel, daß wir durch solche Veranstaltungen beträchtlich weit über die gebräuchlichen Stoffe unserer Konzertwelt hinausgeführt werden. Vergessen wir aber nicht, daß hinter Bach noch unermeh-

liche Reichthümer musikalischer Schöpfungen bereit liegen, aus denen kaum hier und da kleinere Gesangswerke von diesem oder jenem historisch interessierten Musiker wiedererweckt werden; Reich-thümer der mannigfachsten Art, der verschiedensten zeitgeschichtlichen Färbungen! Gesänge ihre Vernachlässigung zu Gunsten der modernen Produktion, so würde es ja noch angehen; doch sie geschieht zu Gunsten einer bestimmten späteren Zeit, und dies ist mindestens nicht folgerichtig.

Und auf andren Seiten ist unser Publikum so nachsichtig, so gleichmäßig beifallsbereit, daß man ihm noch manches Ungeübte bieten könnte. In einem neulichen Solistenkonzert in der Sing-akademie mochte man fast an die zur Musik heulenden Hunde denken. Am Klavier spielte Herr Robert Erben's seine Künstlerhand Viederbegleitungen; und da hinein mußte ein „Tenor“ John Sobolski sein Heulen loslassen — anders konnte man dieses Toneschmeißer schon nicht mehr nennen. Man thut oft so, als wollten die Kritiker durchaus immer schimpfen. Nein, sie loben eher zu sehr, und dies mit Recht, wo es ein innerhalb der Kunst stehendes Streben gilt. Wo aber auch das fehlt, dort hören die dementsprechenden Rücksichten auf; da kann es nur heißen: „Hinaus!“ Wesentlich anders stand es mit einem in dem näm-lichen Konzert wirkenden Violoncellisten Fritz Becker. Auch er ist unvollkommen, hat neben mancher Schönheit auch manche Mangelhaftigkeit des Tones, spielt ohne rechte, geistige Gestaltung und hat wenig von dem, was man den „göttlichen Funken“ nennt. Allein er steht mit redlichem Streben innerhalb der Kunst, bringt eine gewisse Art ge-tragener Stücke älterer Art nicht übel heraus und wird sich wohl noch beträchtliches hinzu erwerben. Da schließt man gern mit einem freundlichen Wort ab. — sz.

Humoristisches.

— Der renovierte Nachtrakt. Die „Breslauer Zeitung“ erzählt: Die ganze Geschichte passierte in einem posenschen Städtchen nahe der schlesischen Grenze und blüht nur während eines Zwischen-aktes auch ein wenig nach Breslau. Da wurde eines Morgens der Bürgermeister besagten Städtchens mit der Nachricht überrascht, der Nachtwächter hätte aufgehört zu pfeifen. Erst wollte er etwas so Unerhörtes nicht glauben. Aber da ehrenwerte Ränner der Gemeinde es behaupteten, so durfte er billigerweise keinen weiteren Zweifel hegen. Und in der ersten Erregung über diese Willkür wollte er den Sünder sogleich vor seinen Stuhl führen lassen. Doch der Bureaudiener, der in seinen jungen Jahren selbst Nachtwächter gewesen war, machte den Herrn Bürgermeister darauf aufmerksam, daß es seiner zwar durchaus unmaßgeblichen Meinung nach durchaus nicht aus-geschlossen sei, daß der derzeitige Nachtwächter noch nicht aufgestanden sei, indem er wohl erst vor wenigen Stunden ins Bett gekrochen. Der Herr Bürgermeister glaubte zu verstehen und verschob das Straf-gericht bis zur Mittagszeit. Inzwischen aber beruhigte sich sein Blut, und er beschloß, sich diese Nacht doch erst einmal selbst zu über-zeugen. Pünktlich wie alle Abende setzte er sich auch diesmal um sieben Uhr zum Abendbrot nieder, ging um acht Uhr ins Wirtshaus und kehrte um halb zehn Uhr nach Hause zurück. Da aber setzte er sich in seinen Lehnstuhl, ließ sich einen etwas weniger dünnen Kaffee machen und wartete. Bis zehn Uhr — und niemand pfiß. Bis elf Uhr — und niemand pfiß. Bis zwölf Uhr — und niemand pfiß. Jörnig legte er sich zu Bett und schlief erst fünf Minuten darauf ein. Am nächsten Morgen ließ er den Nachtwächter direkt aus den Federn vor sein Antlitz bringen und verlas ihm seine Sünden, indem er um zehn, um elf und um zwölf nicht gepfißt habe, wie solches doch sein Amt und einzige Bethätigung sei. Der Nachtwächter war für einen Augenblick verlegen. Dann aber begann er mit leiser Stimme zu explizieren, daß ihm am vor-gestrigen Tage zu seinem größten Bedauern sein letzter Zah n a u s g e f a l l e n und es ihm also unmöglich sei, seiner geliebten Pfeife auch nur den geringsten Ton zu entlocken. Da war denn auch der Herr Bürgermeister rasselnd, und in der nächsten Sitzung trug er den Fall vor. Beinliche Stille herrschte zuerst. Endlich erhob sich einer, der überhaupt schon längst in dem Verdachte stand, zuweilen nach Breslau zu fahren, und sagte, er hätte gehört, daß man Meinenen, die keine echten Zähne mehr hätten, wechelte einziehen könnte. Und das könnte ein Mann in Breslau. Freilich, er wüßte es nicht, er hatte es eben gehört. Und nach langer Beratung wurde beschlossen, jenen Mann in Breslau ansfindig zu machen und den Nachtwächter zu ihm hinzuschicken. Und so geschah es. Mit einem blühenden Gebiß kam eines schönen Tages der Nachtwächter aus Breslau zurück. Und mit freudigem Stolz blieb der Herr Bürger-meister in der Nacht darauf wieder wach, um das lange entbehrte Pfeifen zu hören. Bis zehn Uhr — und niemand pfiß. Bis elf Uhr — und niemand pfiß. Bis zwölf Uhr — und niemand pfiß. Am nächsten Morgen stand der Nachtwächter wiederum vor dem hoch-rotten Herrn Bürgermeister. Jetzt hätte er doch ein Gebiß! Und jetzt könnte er doch pfeifen! Der Nachtwächter gab alles zu, und ganz demüthig sagte er nur: „Ja, aber der Herr Doktor hat gesagt: Nachts soll ich's ins Wasser legen.“ ...

— Ein Verkehrsfeind. Bauer: „Nun, Herr Ingenieur, wo wird denn hier die Eisenbahn hinführen?“
Ingenieur: „Direkt durch Ihren Heintabel!“
Bauer: „Ja, glauben's denn, ich mach' jedesmal 's Thor auf, wenn a Zug durchfährt?“ —
(„Lustige Blätter.“)